

Erlauben Sie, dass ich Ihnen Herrn Zett vorstelle?

Autor(en): **Schwarzwald, Eugenie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 22

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn Zett vorstelle?

VON DR. EUGENIE SCHWARZWALD

Zwei Leute einander vorstellen, ist ein derartig starker Eingriff in die gesellschaftliche Gruppierung, daß man sich wundern muß, woher die Menschen zu obiger Frage den Mut nehmen. Sie legen damit beiden Teile neue Verpflichtungen auf, deren Folgen unabsehbar sind.

Jemandem vorgestellt zu werden, ist nämlich kein Spaß. Alles kann daraus werden: eine Freundschaft, eine Feindschaft, eine Liebschaft, eine Leidenschaft, eine Geschäftsverbindung, eine Staatsaktion oder das blanke Nichts. Aus dieser Unsicherheit erwächst das Unbehagen, das die meisten Menschen bei der Vorstellung befällt. Entweder zermanschen und verschlucken sie den Namen des Vorzustellenden, oder sie halten eine kleine Ansprache zu seinem Lobe, die ihn wünschen läßt, in die Erde zu versinken. Nur selten kommt es vor, daß einer mit freudiger Erregung sagt: «Liebes Vreneli, dies hier ist mein Freund Peter, ich finde es dringend notwendig, daß ihr einander kennenlernt.»

Schön wäre es, wenn man sich die Menschen aussuchen könnte, die man kennenlernen will. Wer aber hat den Mut, nein zu sagen, wenn man ihn fragt: «Erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn Zett vorstelle?» Nur einen Mann kenne ich, der es in solchen Fällen versteht, sich aus der Affäre zu ziehen. Er sagt einfach: «Sie wollen mir den Herrn vorstellen, der dort am Fenster steht? Danke, den sehe ich auch so.» Dieser Mann schafft klare Verhältnisse um sich. Anders wir Feigen. Auch wir fühlen ja den bedeutungsvollen Moment, dieses einmalige und unerhörte Vorkommnis, daß zwei einander bisher unbekannte Welten sich treffen und einander die Hand reichen. Aber wir wagen nicht, es zu verhindern. Und gerade weil wir die Wichtigkeit, die Gefährlichkeit des Vorganges spüren, reden wir bei der Vorstellung so dummes Zeug. «Ich habe schon immer gewünscht, Sie kennenzulernen.» Oder: «O Gott, wie ähnlich sehen Sie doch meinem Onkel Reginald.» Vorsichtige murmeln Unverständliches, Snobs messen einen mit erfrischender Kühle, notorische Menschenfreunde blicken aufmunternd.

Abgesehen von den späteren üblen Folgen der Vorstellung, wie etwa eine gemeinsame Theatergründung, ist schon der erste Augenblick schlimm genug. Nehmen wir an, die Hausfrau hätte unendlich zwei Namen geflüstert und wäre dann weggehuscht. Jetzt stehen ihre beiden Opfer in bangem Zweifel da. Wer ist mein Vis-à-vis? Muß ich sagen, daß Europa dem Untergang geweiht ist, oder darf ich einen Schimmer von Hoffnung merken lassen? Darf ich das Cornichon so recht von Herzen anpreisen und loben? Soll ich schlicht und geradeaus melden, was ich von Dekobra halte, oder ist es klüger, es listig zu verschweigen? Soll ich sagen, daß ich Examina für ein unsicheres Mittel halte, Menschen kennenzulernen? Ach nein, sicher ist er ein Professor.

Also muß man schwimmen. Man kann doch nicht fragen: «Bitte, sagen Sie mir, ehe ich ein Gespräch mit Ihnen anfangen, welche Weltanschauung Sie haben und was Ihre Lieblingsblume ist.» Also schwimmt man in seinem Schweiß. Ich glaube, jeder von uns hat schon Viertelstunden dieser Art mitgemacht. Seiner harren in der Hölle keine Überraschungen mehr.

Religion, Politik, Erziehung, Kunst, Wissenschaft, Technik sind als Gesprächsstoff mit Unbekannten strengstens zu meiden. Die Zerrissenheit der Gesellschaft hat alles, was Menschen überhaupt interessieren kann, in den Bereich mehr oder weniger gegensätzlicher Parteinahme hineingezogen. So groß ist die sogenannte Differenziertheit der Menschheit, daß man aufpassen muß, um sich gegenseitig nicht zu kränken, nicht zu beleidigen, nicht mißzuverstehen, nicht anzuöden, nicht zur Verzweiflung zu bringen.

Ein Universalheilmittel gefunden zu haben, rühmte sich einmal ein Kunsthistoriker. Er meinte, er könne mit jedem Menschen, von dem er gar nichts wisse, sich auf das Beste und völlig reibungslos unterhalten, wenn er seine Konversation auf drei Worte einstelle. Diese Worte seien: sozial, pastos und eckig. Von den ägyptischen Königsgräbern bis zum Tonfilm ließe sich, meinte er, jedes Thema mit diesen drei Worten bestreiten. Ein Versuch zeigt, daß er recht hatte.

Eine gute Art, Menschen kennenzulernen, hat mich ein Erlebnis gelehrt. Ich fuhr im Schlafwagen von Innsbruck nach Zürich. Als ich schon im oberen Bett lag, betrat eine alte Dame das Abteil und legte sich in das untere Bett. Irgendwie kamen wir ins Gespräch. Nein, eigentlich war es ein Selbstgespräch. Die alte Frau sprach. Ich lauschte gespannt ins Dunkel. Im Schutze der Nacht erzählte mir eine nackte Seele die traurige Lebensgeschichte einer häßlichen und merkwürdigen Frau, einen Roman, wie ihn so spannend niemand schreiben kann. Als wir am Morgen in Zürich ankamen, sagte die alte Dame: «Ich glaube, ich habe in dieser Nacht ein dickes Buch gesprochen.» — «Ein interessantes Buch», er-

widerte ich. Sie lachte: «Ja, Dunkelheit und nicht wissen, wer der andere ist, macht einen leicht zum Dichter.»

Kinder, Hunde und einfache Leute brauchen keine Dunkelheit. Die verstehen auch am helllichten Tage, Bekanntschaften zu machen. Ein kleines Mädchen putzt einem anderen mit seinem Taschentuch die Nase. Ein kleiner Junge läßt einen anderen von seinem Apfel abbeißen. Oft genügt bei Kindern wie bei Hunden schon gegenseitiges Beschmiffeln. Wenn sie einander gut riechen können, ist alles gerettet. Natürlich geht es den Erwachsenen genau so, nur nennen wir die Sache weit vornehmer. Wir sprechen von der Aura eines Menschen.

Einem Neubekanntem stillschweigend gegenüberzusetzen und ihn mit allen Sinnen zu prüfen, wie Kinder es tun, dazu fehlt es sogenannten Kulturmenschen an Sammlung, Geduld und Unbefangenheit. Infolgedessen sprechen sie, und damit verderben sie alles. Wie gut haben es dagegen einfache Leute, die das Glück hatten, nicht ins Gymnasium zu gehen. Da genügt manchmal schon zur Eröffnung der Bekanntschaft die Frage: «Was machst du denn da?» oder: «Wo gehst du denn hin?» Handelt es sich aber um ein Mädchen, so sagen besonders

Dichter am Schreibtisch

VON HANS BETHGE

Goethe.

Von seiner Handschrift kann man sagen: sie ist schön, warm, liebenswert und vornehm. Sie ist nicht apart, sie zeigt nicht den Duktus einer sogenannten Charakterhandschrift, alle Unebenheiten fehlen, sie fließt in einem edeln, großzügigen, harmonischen, gleichsam dionysisch heiteren Schwung.

Er liebte es, am Stehpult zu schreiben, zwischendurch im Zimmer auf und ab zu wandeln und einen Blick in seinen Garten zu tun; am liebsten in behaglicher, loser Kleidung, in Hausrock und Pantoffeln. Mitunter sprach er leise vor sich hin, und die wohlgebildete rechte Hand machte eine flüchtige Bewegung durch die Luft.

In dem einfachen, nach hinten gelegenen Arbeitszimmer seines Weimarer Hauses sieht man seine beiden Schreibtische: das breite Stehpult, unten mit vielen kleinen Kästen versehen, in denen er seine Mineralsammlung untergebracht hatte; und, auf der andern Seite des Zimmers, mit dem Licht von links, den eigentlichen, breiten, gar nicht bequemen Schreibtisch, mit aufgesetzten Regalen für Bücher, im Unterbau mit Laden und Fächern für Mappen, Atlanten, Manuskripte. Auf dem Stehpult findet man noch heute eine kleine, aus Straßburg stammende Büste Napoleons, aus elsässischem Glas gefertigt, die er liebte; und einen Teller mit Erde, die er einen Tag vor seinem Tode aus dem Garten heraufgeholt hat, um sie zu untersuchen, wozu er nicht mehr kam.

Gotfried Keller.

Er hatte zwei Schreibtische: einen zu Hause und einen im Zürcher Stadthaus, denn er war der «Erste Staatschreiber von Zürich».

Es gibt kaum einen Dichter, der seinen Namen so oft geschrieben hat, wie Keller: Er soll ihn annähernd zweihunderttausendmal unterzeichnet haben. Und die Akten, die er niedergeschrieben hat, und die noch heute in den Archiven liegen, füllen, das hat man ausgerechnet, mindestens zweihundert Bände im Format seiner Werke... Er war als Beamter musterhaft, und es wurde ihm zur Liebhaberei, alle die zahllosen Heimatscheine und Paßvisitationen mit seinen gedrunenen, bürgerlich-sauberen Schriftzügen zu versehen.

Aber am liebsten schrieb er Briefe. Er war einer der herrlichsten Briefschreiber, der niemals Inhaltsloses in seinen unschätzbaren Episteln sagte, oft aber etwas so Wertvoll-Wichtiges und Endgültiges, daß die Form des Briefes gesprengt zu sein scheint. Er neigte sich tief auf seine Manuskripte, wenn er schrieb, denn er war kurzichtig und trug große Brillengläser. Bei einem Frankfurter Sammler sah ich das Manuskript der wunderbaren «Sieben Legenden»: mit kleinen, ganz ungenialen, gleichsam etwas verhetzelten Lettern auf gelbliche Quartblätter engzeilig niedergeschrieben, — ein seltsamer Kontrast zu der blühenden, schwebenden, ätherschönen Phantasie, welche diese zaubervollen dichterischen Gespinste durchweht.

witzige Burschen: «Schau, schau, da kommt was Schönes!» Die Bekanntschaft ist gemacht.

Wenn Menschen von neuen Bekanntschaften erzählen, so hört man: «Den habe ich mal auf dem Faulhorn in einer wunderbaren Augustnacht getroffen», oder: «In Grinzing war so voll, und da sind wir zufällig an einen Tisch zu sitzen gekommen», oder: «Ich habe ihn mal in seiner Theatergarderobe in Paris aufgesucht, um ihm Blumen zu bringen», oder: «Wir waren zusammen in der Maschinenfabrik in Winterthur angestellt», oder: «Wir haben uns gelegentlich eines Streites zwischen zwei Leuten in der Trambahn beide schlichtend eingemischt und sind dann zusammen verhaftet worden.» Immer sind es sachliche Dinge, die die Menschen zusammengeführt haben. Vom Vorgestelltwerden hört man nie etwas.

Vorstellung ist nämlich eigentlich eine unmenschliche Angelegenheit. Sie heißt soviel als: Da du ein Mensch bist, mißtraue ich dir von vorneherein. Wie sagt doch der kluge Nestroy: «Wenn der Zufall zwei Wölfe zusammenführt, fühlt gewiß keiner die geringste Beklemmung über das, daß der andere ein Wolf ist; aber zwei Menschen können sich nie im Walde begegnen, ohne daß nicht jeder denkt, der Kerl könnte ein Räuber sein.»

Infolgedessen meint jeder vom andern: ich kann mich mit dir nur dann einlassen, wenn jemand für dich die Garantie übernimmt. Deshalb ist es gar nicht so einfach, jemanden zu finden, der einen vorstellt. Je höher hinauf, desto schwieriger, vorgestellt zu werden, desto größer die Zeremonien und desto geringer das Ergebnis. Einen Hofknox lernen, eine Hoftoilette anlegen, stundenlang angestellt stehen, um von einer Hofmeisterin einer Majestäts vorgestellt zu werden, heißt: mit unsäglich Mühe überhaupt keine Bekanntschaft machen.



Eduard Mörike.

Seine Handschrift ist zierlich und behaglich, und er hat sie gepflegt, denn «Die Begleitung möglichst wohlgeformter Schriftzüge», sagt er einmal in einem Brief, «gibt den Worten eine Art von musikalischem Ausdruck». Er liebte es, seine Gelegenheitsgedichte für Freunde kalligraphisch auf Blätter zu schreiben, die er mit hübschen Randleisten in bunten Tinten umgab, denn das Zeichnen war immer seine Liebhaberei. «War ich doch lang mit meinem Schicksal darüber unzufrieden, daß es nicht einem Maler aus mir machen wollte», schreibt er einmal, «und äußert sich der ursprüngliche Trieb doch heute noch unwillkürlich mit der Schreibfeder auf jeder Konzeptunterlage.»

Er spielte und tändelte gern am Schreibtisch, seine Manuskripte und Briefe zeigen häufig leicht hingeworfene, anspruchslose Federzeichnungen von Personen, Landschaften und Dingen seiner Umgebung, und der Humor spielt meist eine Rolle in diesen zierlichen Kritzeleien. Einmal schrieb er ein Gedicht auf ein Ei, und sein Haushaltsbuch zeigt nicht nur die nüchternen Zahlen der Einnahmen und Ausgaben, sondern es ist artig durchsetzt von allerlei lustigen Karikaturen, hübschen Anmerkungen und krausen Federspielen. Alles ist anmutig, behaglich und von einer liebenswürdigen Wärme.

Der Spieltrieb dieses Dichters war groß und hat am Schreibtisch seine reizendsten Blüten getrieben.